

Die Nachtkommode

Er fuhr Schrittgeschwindigkeit und begutachtete die Bäume am Straßenrand. Sie sahen alle ungefähr gleich stämmig aus und würden ihren Zweck erfüllen. Als Problem könnte sich die Protzkarre herausstellen, in der er unterwegs war. Sie gehörte Julia, seiner Exfrau. Die Knautschzone des SUV war imposant, die Fahrgastzelle durch unzählige Crashtests soweit optimiert, dass man als Insasse wohl beinahe jeden Unfall überlebt hätte. Wollte er auf Nummer sicher gehen, müsste er auf die Tube drücken, um eine möglichst hohe Aufprallenergie zu erzeugen. Je mehr Aufprallenergie, desto kürzer und schmerzloser sein Weg ins Nirwana.

Vielleicht hätte er besser einen Passat gemietet. Bei einem Passat wäre weniger Aufprallenergie vonnöten gewesen. Oder einen Smart. In einen Smart passte allerdings keine Nachtkommode.

Man konnte nicht an alles denken. Er hatte schon an vieles gedacht, zum Beispiel die Versicherung zu einem unverdächtigen Zeitpunkt abgeschlossen, also nicht letzten Monat und auch nicht vor drei Monaten. Vor einem Jahr, das war unverdächtig, jedenfalls glaubte er das. Vor drei Jahren wäre sicher noch unverdächtiger gewesen, aber damals hatte er noch ganz andere Pläne gehabt.

Es musste wie ein Unfall aussehen. Wegen der Kinder, der Versicherung und der Nachwelt, in dieser Reihenfolge. Jenny und Chris sollten keinen Selbstmörder als Vater haben. Versager und Selbstmörder, das wäre zu viel, da könnte selbst eine Therapeutin nicht mehr viel ausrichten.

Bei Selbstmord gäbe es keinen Cent. Nicht, dass die Kinder das Geld wirklich gebraucht hätten. Julia verdiente mit ihrer Baufirma mehr als genug. Trotzdem wäre die Versicherungssumme willkommen. Seine Prekariatsexistenz würde nach seinem Tod schließlich doch noch etwas abwerfen.

Durch Sekundenschlaf aus dem Leben gerissen, hieße es. Womit die fehlenden Bremsspuren erklärt wären. Julia würde sich erinnern, dass er tagsüber manchmal unter Sekundenschlafattacken gelitten hatte. Reines Theater, vor ein paar Monaten hatte er damit angefangen, beim gemeinsamen Abendessen mit den Kindern, zack, die Augen fielen ihm zu, zack, er hörte Julia oder die Kinder eine spöttische Bemerkung deswegen machen, zack, die Augen waren

wieder auf. Geschnarcht hatte er immer schon, wegen der Nasenpolypen, was Julia bezeugen könnte. Heftiges Schnarchen und Sekundenschlaf, da brauchte die Versicherung nur noch eins und eins zusammenzuzählen und käme auf Schlafapnoe.

Der perfekte Selbstmord als Unfall getarnt.

Aber die Versicherungstypen lebten nicht hinterm Mond. Zu deren Berufsprofil gehörte es, immer und überall Betrug zu wittern. Denen bliebe nicht verborgen, dass er chronisch pleite gewesen und häufig mit den Unterhaltszahlungen für die Kinder in Rückstand geraten war. Jahrelang hatte er im Auftrag vom British Council, der Akademie der Künste und anderer Kultureinrichtungen Videos von Podiumsdiskussionen, Dichterlesungen oder Performances aufgenommen. Ein Spitzenverdiener war er deswegen nicht gewesen, aber es hatte zum Leben gereicht. In den letzten beiden Jahren dann kaum mehr Aufträge, die Kulturmanager setzten lieber auf preiswerte Jüngere oder gleich Praktikanten.

Und seine Dokumentarfilmerei? Auch nicht der große Hit. Immerhin hinterließe er ein preisgekröntes Werk über die Rock- und Punkmusikszene der Achtzigerjahre im Dreiländereck, das auf mehreren Festivals und sogar im Fernsehen gelaufen war, wenn auch nur spätabends im Regionalprogramm. Schon ein paar Jährchen her, um genau zu sein, vierzehn. Mit seinem zweiten Projekt steckte er seit langem fest. Doku über die Berliner S-Bahnsurferszene. Der Förderantrag war abgelehnt worden und Eigenkapital besaß er nicht.

Gab er seinen Namen in eine Suchmaschine ein, erschienen zuerst zahlreiche Webseiten über einen Motorradrennfahrer gleichen Namens, bis schließlich sein Name doch noch auftauchte.

Vom Alter her wären es jetzt die Jahre gewesen, die seine Altersgenossen zu den besten verklärten. Bei ihm war es schon vorher bergab gegangen, und im Alter wäre kaum Besserung zu erwarten, im Gegenteil. Er fragte sich, warum die Deutsche Rentenversicherung die jährlichen Bescheide an ihn nicht in einem Couvert mit Trauerrand verschickte.

Er streckte den rechten Arm nach hinten, seine Finger strichen über die kühle Oberfläche der Nachtkommode, die sich durch die Aufprallenergie wohl bis zur Unkenntlichkeit verformen würde. Sie war sein Alibi, seine Lebensversicherung. Es war doch so, dass ein Mann, der seine Selbsttötung plante, nicht am Vortag der Tat bei Ebay eine Nachtkommode ersteigerte und sie dann in einem Kaff im Niederen Fläming abholte, um kurz darauf vorsätzlich gegen einen Baum zu donnern. Das wäre absurd. Das würde die Versicherung wohl ähnlich sehen. Allerdings könnte sie sich fragen, warum er nicht in Berlin eine gebrauchte

Nachtkommode erstanden hatte. Da gab's doch sicher auch welche. Aber zu dem Zeitpunkt eben keine Mondo Opaca, wie die Versicherung herausfinden würde. Die aber besaß eine Frau in Gräfendorf, und genau dort hatte er sie abgeholt. Die Versicherung würde noch weiter herumstochern und dadurch erfahren, dass er sich seit Tagen bei Ebay für Nachtkommoden interessiert hatte, und seine Kinder, die jedes zweite Wochenende bei ihm waren, könnten vom Chaos in seiner Wohnung berichten, mit Socken auf dem Boden, Handtüchern auf der Sessellehne, Waschlappen unauffindbar irgendwo im Kleiderschrank, da war es nachvollziehbar, dass er, um Ordnung in die Bude zu bekommen, über eine Nachtkommode nachgedacht hatte.

Er näherte sich einer Kreuzung, bog nach links ab und landete auf einer weiteren Allee. Auch hier waren die Bäume kräftig und widerstandsfähig, wie ein Unfallkreuz am Straßenrand bewies.

In Julias Auto herrschte Rauchverbot. Mit ihrem Emissionsmonster die Gegend verpesteten, aber hier drinnen Rauchverbot. Typisch Julia, aber er hielt sich daran. Das Wrack würde ja genau untersucht werden, man käme im Unfallgutachten zu dem Schluss, dass es sich um ein rauchfreies Wrack gehandelt habe, vorausgesetzt der Wagen ginge beim Aufprall nicht in Flammen auf. Julia würde ihm das, bei all seinen Fehlern, hoch anrechnen, dass er sich bis zuletzt ans Rauchverbot gehalten hätte.

Er fuhr rechts ran, stieg aus, steckte sich eine Zigarette an. Ein Motorradfahrer zerfetzte die Stille, dann war wieder alles ruhig. Ein leichter Wind bewegte die Blätter, er ging in die Wiese und weiter in Richtung eines Wäldchens und stieß an dessen Rand auf einen Tümpel. Hier war das Gras noch feucht vom Tau. Er ging hundert Meter zurück in die Sonne, zog seinen Pullover aus und benutzte ihn als Decke. Insekten zirpten und summten, Vögel zwitscherten, und als er einmal einen Raubvogel dicht über sich Kreise ziehen sah, zückte er das Telefon und suchte im Internet nach Vogelbestimmungsseiten. Ehe er das Objekt seines plötzlich erwachten ornithologischen Interesses mit Fotos verschiedener Raubvögel vergleichen konnte, war es bereits verschwunden.

Der hellblaue Pullover hatte grüne Grasflecken abbekommen, die nur schwer rausgingen. Das bräuchte ihn nicht mehr zu kümmern. Das Telefon vibrierte, auf dem Display leuchtete Julias Name. Er steckte es in die Gesäßtasche und ging zum Auto. Ließ den Koloss zurück auf die Straße rollen und fuhr weiter in gemächlicher Geschwindigkeit.

Ein Renault Twingo überholte, und hätte der Fahrer dabei nicht frech gegrinst, hätte er ihn mit seinem kleinen Triumph davonkommen lassen. Stattdessen tippte er aufs Gaspedal, schon war die Sardinenbüchse abgehängt. Vibrationen an seinem Gesäß, er fischte das Telefon aus der Tasche. Diesmal nahm er den Anruf an.

»Wo bist du gerade?«, fragte Julia.

»Noch unterwegs.«

»Es gibt Probleme auf der Baustelle, ich kann nicht wie abgesprochen zum Elternabend, könntest du ein- ?«

Die Verbindung war unterbrochen. Nein, er könnte nicht einspringen, gar nichts könnte er mehr am Abend tun.

Wieder so ein Heini, der ihn überholte, diesmal mit hundert Sachen, BMW-Fahrer, unfreiwilliger Selbstmordkandidat.

Wieder das Telefon, auferstanden von den Toten.

»Du warst plötzlich weg«, sagte Julia.

»Ich kann dich jetzt hören«, sagte er.

»Und, könntest du einspringen?«

»Sag mir nochmal, wann der Elternabend beginnt.«

»Um acht.«

Julia würde nach seinem Tod aussagen, er habe normal geklungen, nicht deprimierter als sonst. An dem Punkt würde die Versicherung nachhaken. Er sei also oft deprimiert gewesen? Na ja, so habe sie das nicht gemeint, ihr Exmann war eben keine Frohnatur. Sonst irgendwelche Auffälligkeiten? Frank habe gern auf dem Bett gelegen und die Decke angestarrt. Ihm seien dabei angeblich gute Ideen gekommen. Sie habe es dagegen für Zeitverschwendung gehalten.

Als seine Tochter klein war und er ihr schon fünf Bücher vorgelesen und sie schon drei Folgen vom *Kleinen Maulwurf* angeschaut hatte und trotzdem noch nicht einschlafen konnte, war das letzte Mittel, dass sie sich beide hinlegten und die Decke anstarrten. Sie erzählte dann, was sie dort sah, Drachen, Löwen, Schwäne, Meerjungfrauen oder Finn aus dem Kindergarten, und irgendwann verlangsamte sich ihr Plappern und sie schlief.

Er fuhr wieder rechts ran, kletterte aus dem Asphalt-dominator, nächste Zigarette. Beim Rauchen lehnte er sich an einen Baum. Der hier, dieser Lindenbaum, gefiel ihm. Stand strategisch günstig, beim Eingang der Kurve. Statt die Kurve zu nehmen, würde er geradeaus fahren. Auf hundert-fünfzig beschleunigen, dann einfach geradeaus.

Er schloss die Augen, versuchte sich das Nichts vorzustellen. Das Nichts hatte es schon gegeben – vor seiner Geburt. Er würde bloß ins Nichts zurückkehren. Sein Leben stellte die Ausnahme dar, das Nichts die Regel. Das Zeitfenster, in dem er existiert hatte, es würde einfach wieder geschlossen werden.

Die Zigarette war aufgeraucht. Kurze Pause, bevor er sich die nächste ansteckte. Er holte die Wasserflasche aus dem Auto und nahm einen großen Schluck. Legte sie ins Gras und umarmte den Baum. Warum denn nicht, sah ja keiner zu.

Das Telefon ließ nicht locker.

»Du brauchst mir den Wagen heute Abend nicht mehr vorbeizubringen, morgen Früh reicht völlig.«

»In Ordnung.«

Er steckte das Ding wieder ein. Noch zwanzig Minuten, er wollte es hinter sich bringen. Konnte nicht schaden, sich den Eingang der Kurve mal genauer anzuschauen. Es herrschte ja kaum Verkehr. Einen halben Kilometer wollte er zurückgehen, dann umdrehen und das Stück abgehen, auf dem er voll aufs Gaspedal treten würde.

Die letzten Meter seines Lebens.

Er schwitzte, zog den Pullover aus und hängte ihn über die Schultern. Der Quälgeist am Gesäß machte sich wieder bemerkbar.

Julia fragte, ob das mit dem Elternabend für ihn auch wirklich in Ordnung sei. Was war denn da los? Kurz vor Toresschluss noch eine letzte Empathiegeste? Aber laut Werbung verfügte selbst ihre Protzkarre über Empathie. Die könne sich nämlich ins Verkehrsgeschehen und den darin Beteiligten regelrecht hineinfühlen.

Nächste Zigarette, ihm blieben noch drei, hielt er seinen Zeitplan ein, bedeutete das alle sieben Minuten eine.

»Aber ich habe doch gesagt, dass das okay ist.«

Eine Spur zu heftig, doch Anspannung war in seiner Lage entschuldbar. Und gerade zischte ein Rennboot an ihm vorbei.

»Ist alles gut bei dir?«, fragte Julia. »Wo bist du?«

»Noch in Brandenburg. Ich vertrete mir gerade die Beine.«

Die Sonne brannte auf seinen Schädel, er hatte die Kappe vergessen. Am Vormittag war es noch wolkeig gewesen, ein kühler Wind hatte geweht. Die fünfhundert Meter waren erreicht, er überquerte die Straße und ging langsam zurück, der Kurve, seiner Schicksalskurve, entgegen. An der Unfallstelle würde Julia wohl ein Kreuz aufstellen. Oder falls nicht, täte es einer von seinen Freunden. Julia und die Kinder, in Begleitung ihres neuen Ehemanns, kämen nach seinem Tod wohl ein paar Mal hierher, um am Straßenkreuz Blumen niederzulegen und Kerzen aufzustellen. Auch die Freunde machten sich bestimmt auf den Weg, mal raus aus der Stadt, kleine Landpartie für einen guten Zweck.

Mitten aus dem Leben gerissen, hieß es in der Traueranzeige. Oder: Frank hatte noch soviel vor.

Er hoffte, die Anzeige käme ohne einen Spruch von Rilke oder Hesse aus.

Wieder ein vorbeizischendes Rennboot, das auch noch wild hupte und dann eine Vollbremsung hinlegte, Reifen quietschten, Schotter flog auf, es roch nach Gummiabrieb. Ein Mann stieg aus und kam auf ihn zugestürzt.

»Sind Sie wahnsinnig, hier so herumzuspazieren?«

Er hob entschuldigend den Arm, der Mann beruhigte sich und lief zurück zu seinem Auto. Kavalierstart und mit Karacho zurück auf die Piste.

Noch zweihundert Meter bis zur Kurve. Nachher würde er im letzten Moment vor dem Aufprall die Augen schließen. So hatte er es auch bei seinen Radunfällen gemacht. Als das British Council und die Akademie der Künste immer seltener anriefen und Julia ihm mit Hartz IV in den Ohren lag – *dann kommt das Amt für die Unterhaltszahlungen auf!* –, war ihm eines Nachmittags an einer Kreuzung die Erleuchtung gekommen. Die Ampel zeigte grün, er wollte gerade die Straße überqueren, da raubte ihm ein rechtsabbiegender Toyotafahrer die Vorfahrt. Vermutlich wäre ihm bei einem Unfall wegen der geringen Geschwindigkeit nicht viel passiert. Aber der Trottel hätte Schmerzensgeld zahlen müssen.

Telefonierende Autonauten waren keine Seltenheit. Ebenso wenig Leute, die am Steuer einen Kurznachrichtenwechsel pflegten. Es gab auch welche, die sich ins Gespräch mit dem Beifahrer vertieften und drumherum alles vergaßen. Die Vor-sich-Hinträumer und In-Gedanken-Verlierer nicht zu vergessen. Sie alle schauten entgeistert, wenn sie mit einem Fahrradklingeln daran erinnert wurden, dass sie gerade dabei waren, einen Hollandradpedalisten über den Haufen zu fahren. Jahrelang war er vorausschauend unterwegs gewesen, x-mal hatte er auf seine Vorfahrt verzichtet. Es reichte.

Gleich am nächsten Morgen postierte er sich hundert Meter von der gestrigen Kreuzung entfernt und fuhr bei Grün los, natürlich mit Helm. Zwanzig Mal passierte nichts, dann übersah ihn eine Focusfahlerin, die gerade mit ihrem Beifahrer quatschte. Böser Sturz, kreischende Bremsen, großer Schrecken, sie versuchte es mit einvernehmlicher Lösung in Form zweier Fünfigeuroscheine, er bestand auf Polizei und Krankenwagen. Das Ergebnis der Untersuchung: leichte Knieverletzungen, Brustkorb- und Unterarmprellungen sowie Hautabschürfungen.

Er nahm sich einen Anwalt. Der machte geltend, dass sein Mandant bereits für den Berlin-Marathon gemeldet war und seit einem halben Jahr dreimal die Woche hart trainierte. Der Marathon würde für ihn jetzt ins Wasser fallen. Er erhielt fünftausend Euro Schmerzensgeld, kaufte davon neue Räder für die Kinder und beglich seine Schulden bei Julia.

Zwei Monate später war er wieder blank. Nächste Kreuzung, diesmal Prenzlauer Berg, telefonierender Hamburger, schwere Prellungen, Gehirnerschütterung, achttausend Euro, zwei Wochen mit den Kindern in Urlaub, die katastrophale Auftragslage überbrückt.

Halbes Jahr später dritter Unfall, höheres Tempo, höheres Risiko, höhere Aufprallenergie, Mercedesfahrer in Sinfoniekonzert versunken, Schleudertrauma, zehn Tage Virchow, fünfzehntausend Euro, das neueste iPhone für die Kinder, vom Rest acht Monate die Lebenshaltungskosten bestritten und neues Super-8-Filmmaterial gekauft.

Aller guten Dinge waren drei, nicht vier.

Zurück am Auto die nächste Zigarette. Er prüfte, ob es Empfang gab. Gab es, aber Julia rief nicht mehr an. Warum sollte sie auch, war doch alles geklärt. Andererseits hatte sie gefragt, ob alles gut bei ihm sei. Nichts weiter als eine Floskel. Eine Floskel, die auch seine früheren Auftraggeber gern benutzten, wenn er sie wegen eines Jobs mal wieder händeringend angerufen hatte und sie mantramäßig verkündeten, dass es zur Zeit leider schlecht aussehe. *Und sonst alles gut bei dir, Frank?*, sagte dann gern eine festangestellte Sylvia oder ein festangestellter Bruno, bevor sie sich verabschiedeten und auflegten.

Floskel hin oder her, Julia durfte auf keinen Fall Verdacht schöpfen. Er öffnete die Heckklappe, strich zärtlich über die Mondo Opaca. Sie, die vor Ort wie nagelneu Aussehende, einen kühlen Glanz Ausstrahlende, hatte durch den Transport in dem engen Treppenhaus bzw. beim Einladen einige Kratzer und sogar eine kleine Delle abbekommen.

Er rief Julia an. Die musste gerade in eine Besprechung mit der Bauleitung.

»Ich ruf dich in zwei Stunden zurück.«

Aufgelegt. Mist! Wer weiß, wie sie später, nach seinem Tod, diesen Anruf interpretieren würde. Was hatte Frank noch sagen wollen? Irgendein Abschiedswort? Vielleicht eine Botschaft an die Kinder? Also vielleicht doch kein Unfall. Warum war Frank überhaupt so schnell gefahren? Er schimpfte doch immer über die Raser, war selbst, als er noch ein Auto besaß, eher der Typ Sonntagsfahrer mit Hut auf der Ablage gewesen. Oder hatte Frank etwa das Gas- mit dem Bremspedal verwechselt? Frank hatte ja zwei linke Hände gehabt. Vielleicht hatte auch mit der Fußkoordination etwas nicht gestimmt.

Er wählte erneut Julias Nummer und erwischte die Mailbox. Bat um Rückruf. Kaum hatte er die Nachricht hinterlassen, bereute er es schon. Zehn Minuten später, er rauchte gerade seine vorletzte Zigarette, klingelte das Telefon.

»Was ist denn so wichtig, dass du nicht zwei Stunden damit warten kannst?«

»Ich dachte, wir könnten nächste Woche mal wieder gemeinsam zu Abend essen.«

»Das ist es, was du mir sagen wolltest?«

»Ich meine, wir alle zusammen, auch Robert und sein Sohn.«

»In deiner winzigen Wohnung? Wie soll das denn gehen? Muss Schluss machen.«

Seine Wohnung war tatsächlich zu klein für größere Abendessen. Er lebte ja immer noch wie ein Student. Wie der ewige Student, der mit der Bologna-Reform aber längst ausgestorben war. Sie residierte hingegen in einem so genannten Altbaujuwel. Seit die Kinder größer waren und mehr Platz benötigten, murrten sie, wenn sie jedes zweite Wochenende bei ihm verbrachten. Er räumte für sie sein großes Zimmer, das gleichzeitig Schlaf-, Wohn- und Arbeitszimmer war, und schlief in dem Kabuff von Gästezimmer, in dem seit Jahren kein Gast mehr übernachtet hatte. Die Freunde aus der Studentenzeit wählten für ihren Besuch in Berlin lieber ein Hotel oder eine Ferienwohnung.

Wenn die Kinder freitagnachmittags bei ihm einrückten, lud er sie oft ins Kino und anschließend ins Restaurant ein und gab dafür soviel Geld aus, wie er sonst allein für sich in einer ganzen Woche nicht verbrauchte.

Er rauchte die letzte Zigarette, stieg dann ins Auto. Das Telefon legte er eingeschaltet auf den Beifahrersitz, glaubte aber nicht, dass Julia sich noch einmal melden würde. Nach der Sitzung rief sie an, oder auch später am Abend, um sich zu erkundigen, wie der Elternsprechtag gelaufen wäre.

Er startete den Motor, fuhr ein Stück zurück und wendete an einer Parkbucht. Ungefähr vier Kilometer bis zur Kurve, er beschleunigte auf sechzig. Hinter ihm ein Reisebus, der aus dem Nichts aufgetaucht war. Er bremste ab, doch statt zu überholen, hupte der Fahrer. Nutzte nichts, er musste weiterfahren bis zur nächsten Abzweigung. Sie tauchte erst nach acht Kilometern auf.

Das ganze Stück zurückfahren oder eine neue Kurve suchen? Zuerst eine Zigarette, aber das Päckchen war leer. Er fuhr weiter nach Storkow, brauchte dafür eine halbe Stunde. Wo er einmal hier war, könnte er auch etwas essen. Es fand sich eine Pizzeria, er bestellte eine Minestrone und Pizza Napoli, abschließend trank er noch einen Kaffee. Neue oder alte Kurve? Alte Kurve.

Mehr Verkehr als vorhin, kein Wunder, bald war Feierabend. Er verfuhr sich, fand das Alleinstück von vorhin nicht mehr. Eine Stunde irrte er herum, selbst auf den abgeschiedensten Alleen war jetzt jederzeit mit Fahrzeugen zu rechnen, er wollte aber ohne Augenzeugen abtreten. Es bliebe ihm nichts anderes übrig, als seine Tat auf den Abend zu verschieben. Das wäre ja nicht so schlimm, schließlich gab es in der Gegend überall Wald und Wiesen. Er könnte einen Spaziergang machen oder sich ins Gras legen. Es war warm und Zigaretten hatte er zu Genüge.

Das Telefon auf dem Nebensitz vibrierte. Der Name seiner Tochter leuchtete auf. Jenny fragte, ob sie bei ihm ein paar Tage bleiben könne.

»Stress mit Mama und Robert.«

»Du musst sie aber vorher fragen.«

»Mach ich.«

»Ich habe eine Nachtkommode gekauft.«

»Cool.«

Er fuhr rechts ran, sprang aus dem Wagen. Rauchte eine Zigarette und ging in die Wiese, kehrte aber gleich wieder zurück. Schnapsidee zu glauben, er könnte die Stunden bis zum Abend hier totschiagen, um dann entschlossen sein Vorhaben umzusetzen. Mal abgesehen davon, dass ihm bis dahin vermutlich wieder die Zigaretten ausgegangen wären. Schlauer wäre es, den Rückweg anzutreten und an einem anderen Tag hierher zurückzukommen. Er steckte sich eine Zigarette an und startete den Motor. Als er in Berlin ankam, war die Schachtel fast leer und in der Protzkarre roch es wie in einer Raucherkneipe. Julia würde sie ihm ganz sicher nicht mehr überlassen. Die Opaca müsste er über Nacht auf dem Balkon ausdünsten lassen.

Norbert Müller
Geboren 1963 in Aachen. Studium der Germanistik, Politik und Psychologie in Freiburg im Breisgau und Wien. Ab 1991 Lektor für Deutsch in Wien, Dublin, Oxford und Berlin. Einladung zum Ingeborg-Bachmann-Wettbewerb 2001 und 2003. Zahlreiche Stipendien und Auszeichnungen, unter anderem Würth-Literaturpreis 2013 und Stipendiat der Lydia-Eymann-Stiftung in Langenthal (Schweiz) 2014| 2015. Zuletzt erschienen im Residenz Verlag die Romane: *Der Sorgengenerator* (2004), *Feierabend* (2005) und *Easy Deutschland* (2007). Lebt in Berlin.

Die Handschriftsteller oder: Kleines Gulasch in Sankt Pölten in Triest

2013
schweden schaukel
mischtechnik papier
35 x 50 cm

Harald Gmeiner
Geboren 1960 in
Dornbirn. 1981
Beginn der künst-
lerischen Tätig-
keit. Seit 2008
Mitglied der Be-
rufsvereinigung
der bildenden
Künstler Vorarl-
bergs. Seit 2010
Mitglied von
KunstVorarlberg.
Diverse Ausstel-
lungen und Pro-
jekte im In- und
Ausland. Lebt
und arbeitet in
Wolfurt.

www.haraldgmeiner.cc

Maximilian Saxer fuhr mit dem Zug von Wien Hauptbahnhof nach Villach, wo er den Intercity-Bus bestieg, der ihn nach Udine brachte, wo Maximilian sich in einen Regionalzug setzte, mit dem er mit Halten in Cervignano del Friuli und Monfalcone nach einer Gesamtdauer von sieben Stunden und dreißig Minuten am späten Abend sicher und wohlbehalten in Triest eintraf, wo er das letzte Mal vor vierundzwanzig Jahren gewesen war, am Hauptbahnhof nämlich vor dem immer schattigen Park mit dem Denkmal der Kaiserin Elisabeth, dem alten Bahnhof schräg gegenüber, in dem noch Joyce und Svevo Triest erreicht oder verlassen hatten. Bei sich hatte Maximilian Saxer einen Trolli mit Kleidung für eine Woche, sein letztes Buch, Schreibzeug, Klebstoff, Schere und seinen Laptop. Damit ging er die Riva del Mandraccio, die Hafensperrmauer ein Stückchen Meer entlang an der Mole Audace vorbei, bog dann zur Altstadt ein und erreichte sein Apartment, das gleich hinter der Piazza Unita d'Italia gelegen war, ganz im Zentrum von Triest, dem Wien am Meer, wie wir sagen, bloß ein paar Schritte vom Denkmal von *Massimiliano d'Austria, Imperatore del Messico* entfernt. Er kannte hier niemanden.

Ein paar Stunden, vor allem vormittags, arbeitete Saxer in seiner Garconniere an dem großen Tisch, der als Abstellgelegenheit, Arbeitsplatte – etwa zum Kochen –, als Esstisch und Schreibtisch gleichermaßen dienen sollte, und Maximilian ärgerte sich ein wenig, dass die Verantwortlichen der Verwertungsgesellschaft nicht daran gedacht hatten, eine Schreibtischlampe bereitzustellen. Es müsste doch klar sein, dass die ein zentrales Requisit in jeder Autorenwohnung darstellt, und wo sollte er mit seinen paar Brocken Italienisch eine herbekommen? Immerhin ging er auf die sechzig zu, und seine Augen wurden schlechter. Joyce hatte freilich noch viel schlechter gesehen als er, war in seinem Alter aber schon tot. Jedenfalls so gut wie.

Aber nachmittags besserte sich Maximilians Laune jeweils schnell wieder, sobald er sich bewusst machte, dass er am Meer war – am Meer! – und sich einen lange gehegten Wunsch erfüllte. Maximilian war ein Meeremensch ohne Meer, und sein Standardgrußwort war Ahoi!, obwohl er

aus den Bergen stammte, ausgerechnet aus dem Ort, dem Felsenest, wo der letzte österreichische Kaiser Österreich verlassen hatte, und nun schon mehr als sein halbes Leben im meeresfernen Wien zubrachte. Am ersten Nachmittag stieg Saxer zur Burg San Giusto hoch, schlenderte dann bis zur Piazza Oberdan (die alte Zahnradbahn nach Opicina am Karsthügel hinauf war leider aufgelassen worden, die rostenden Schienen im Kopfsteinpflaster waren aber noch zu sehen!) und zurück zur Via Battisti und ins *San Marco*, wo er einen kleinen Mocca bestellte. Persönlich kannte Saxer Claudio Magris nicht, bloß dem Namen nach, und er hatte auch nur dessen Buch *Donau* gelesen, nicht aber *Die Welt en gros et en detail*, das hier beginnt und endet. Auch nicht *Ein anderes Meer* mit Enrico Mreule als Hauptfigur, dem nach Argentinien ausgewanderten jungen Freund des desperaten Existentialisten Carlo Michelstaedter. Den in Triest lebenden deutschen Kriminalautor Veit Heinichen kannte Saxer ebenfalls nur dem Namen nach; gelesen hatte er nichts von ihm. Virgilio Giotti kannte er, den alten Triestiner Slowenen Boris Pahor dagegen nicht. Wien war weit entfernt von Wien am Meer.

Am zweiten Nachmittag mit dem städtischen Bus die Barcola, die Küstenstraße entlang zum verwunschenen Schloss Miramare hinaus, am Tag darauf, ebenso mit dem Bus in die entgegengesetzte Richtung nach Muggia, einem Vorort von Triest, nur noch einen Katzensprung von der Grenze zu Slowenien entfernt. So hatte Maximilian Saxer die ganze Woche teils mit seiner Arbeit, teils mit dem Abspulen des üblichen Touristenprogramms verbracht, ehe am Freitag seine Frau Susanne nach Triest nachkam, um das Wochenende mit ihrem Mann zu verbringen und die Zwanzig-Punkte-Liste mit den Sehenswürdigkeiten abzuarbeiten, die er die Woche über erstellt hatte.

Und am Samstag kamen wir, Marion und ich, zu Besuch nach Triest. Ahoi! Ich hatte Maximilian Saxer in den letzten Jahren öfters in den Städten besucht, in denen er für ein oder zwei Wochen Quartier in der Schriftstellerwohnung der literarischen Verwertungsgesellschaft bezogen hatte, um in Ruhe an seinen Buchprojekten arbeiten zu können, die natürlich meistens mit der jeweiligen Stadt zu tun hatten. Meine Absicht war nicht zuletzt, eben jene Garconnieren zu besichtigen und zu prüfen, ob ein Aufenthalt auch für mich in Frage käme und meiner Arbeit zuträglich wäre, wozu ich mich aber tatsächlich nie durchringen konnte, zuletzt übrigens hundert Kilometer weiter westlich in Venedig, wo Saxer zwei ebenso bemerkenswerte wie unbemerkte

Romane geschrieben hatte. Auch das Triestiner Schriftstellerapartment an der Piazza di Cavana 8 wäre nichts für mich, das war mir auf den ersten Blick klar gewesen. Zwar war es hell und einigermaßen geräumig, aber kahl, nackt, steril. Es fehlte der Arbeitsplatz, eine heimelige Ecke und vor allem: Bücher. Eine Bücherwand. Eine Bibliothek. In Venedig zum Beispiel hatten alle Stipendiaten, die dort abgestiegen waren, als Dank für – oder zur Erinnerung an ihren Aufenthalt eines ihrer Bücher in der Wohnung hinterlassen, auch Maximilian natürlich, wodurch im Lauf der Jahre – angereichert um ausgewählte Werke der lebenden oder verstorbenen Autoren des Ortes eine respektable, in ihrer Kombination auf alle Fälle unverwechselbare Handaufstellung entstanden war. In Triest dagegen nichts. Nicht ein Buch!

So haben wir die Atelierwohnung nach dem Verzehr einiger Weintrauben und Birnenstückchen, die Susanne uns aufgeschnitten hatte, bald wieder verlassen und sind die Piazza Unitá überquerend an der Börse und dem Schlachtbuffet *Da Pepi*, wo sich eine lange Menschenschlange anstellte, vorbei durch das Straßengeflecht der Cittá Vecchia und über den Ponte Rosso geschlendert, unsere kümmerlichen literarischen Erfolge austauschend, bis wir im Gastgarten des *Baratollo* am Canal grande Platz genommen haben, die herbstlichen Sonnenstrahlen über der goldenen Kuppel der serbisch-orthodoxen Kirche förmlich aufsaugend. Susanne und Max bestellten Spaghetti vongole, Marion eine Pizza tyrolese, ich wie immer den Antipasti-Teller. Das Tiramisu, das hier eigentlich Zabaione ist, war früher einmal sensationeller am Gaumen. Den Hauswein, der hier ausgeschenkt wird, könnte man bis in alle Ewigkeit trinken, was weiter östlich in Istrien, wo man auf Schritt und Tritt von Teran bedroht wird, nicht mehr ohne Darmbedrohung möglich wäre. In Triest aber erklärte James Joyce: Wein ist Sonnenschein.

Wir plauderten über Günter Schatzdorfers Literaturkochroadbücher, die er mit prominenten Schauspielern am Umschlag aufgepeppelt hatte, und über Verfilmungen von Kriminalromanen an idyllischen Schauplätzen, also über Veit Heinichen und Proteo Laurenti. Ich erzählte, dass Veit künstlerisch und auch finanziell unzufrieden war; man müsse eben schauen, was im Vertrag steht, sagte Susanne, man müsse eben seine Bedingungen hineinreklamieren, das wäre schön, dass der Autor dem Verleger den Vertrag diktiert, aber in der Realität schickt nicht der Autor dem Verleger, sondern der Verleger dem Autor den Verlagsvertrag, falls er einen schickt, was selten ist, der Autor schickt

ihn bloß unterschrieben zurück und sollte sehr dankbar für den Vertrag sein, denn es gibt sehr viel mehr Autoren als Verleger, daher seien die Verträge Standardverträge, ich lese meine Verlagsverträge seit vielen Jahren nicht mehr durch, wozu auch? Ich unterschreibe sozusagen blanko. Maximilian Saxer gestand, dass er sich auf jedem Vertrag unter seiner Unterschrift auch noch handschriftlich für den Vertrag bedankt. Gerade dass er nicht schreibt: Das wäre doch nicht notwendig gewesen.

Sein Verleger hatte ihm zwar erklärt, er sei sein absoluter Lieblingsautor, erzählte uns Max, als er die Nudeln auf die Gabelspitze drehte, das sei wie Honig hinunter gegangen, sein letztes Manuskript allerdings habe er dessen ungeachtet ziemlich apodiktisch und schroff abgelehnt. Die deprimierend mickrige Summe des Honorars, das er mit seinem einzigen Kinderbuch erwirtschaftet habe, will ich hier aus Scham nicht notieren, und in der Wiener Wochenzeitschrift *Falter*, in der zwanzig Jahre lang nicht eine einzige Rezension seiner Bücher erschienen sei, wurde sein letztes – in Venedig geschriebenes – Buch jetzt doch rezensiert: Zum allerersten Mal! Ein fürchterlicher Verriss! Und der Rezensent war ausgerechnet jener Klaus Nüchtern, der doch immerhin selber schräge Schriften wie *Rain on my crazy Bärenfellmütze* und *Kleines Gulasch in Sankt Pölten* verfasst hatte! Jemals in Triest auf *Kleines Gulasch in Sankt Pölten* zu sprechen zu kommen, hätte ich mir nicht gedacht! Ich kann mich aber – das gebe ich zu – nur an den Titel erinnern, sonst an nichts.

Auf der Terrasse des *Degli Specchi* ein Glas Aperol und eine zähflüssige heiße Schokolade, dazu der übliche Austausch des Pensionskontos, nach einem Vierteljahrhundert freier Schriftstellerexistenz und mehreren Dutzend Büchern 386 Euro in Saxers Fall (in Worten: dreihundertsechsdachtzig), 391 Euro in meinem Fall. (In Worten: dreihunderteinundneunzig). Für Erniedrigungen muss man in der Welt der Kunst und Kultur nicht sorgen, die kommen in großer Regelmäßigkeit ganz von allein. Irgendwie würden die absurden Zahlen von der Verwertungsgesellschaft bis zur Summe der Mindestpension aufgestockt, hatte Saxer in Erfahrung gebracht, von der zu leben, mit der zu überleben allerdings selbst ein nicht zu gelingendes Kunststück wäre, sondern völlig illusorisch sei, die Aufstockung darüber hinaus nur unter der Voraussetzung erfolge, dass wir nicht verheiratet wären, was wir sind, dadurch entfele die Angleichung infolge der Pensionen unserer Frauen. Sollen wir uns scheiden lassen?, fragten Marion und Susanne. Wir werden

von Susanne und Marion leben, leben müssen, es wird eine Demütigung und ein Elend sein, wenn auch in Schönheit. An diesen deprimierenden Punkt gerät unser Gespräch früher oder später immer, in welcher Stadt wir uns auch treffen, in welchem Café wir auch sitzen mögen.

Dann geht es meistens um das Nichtrauchen, die nächste Demütigung, das körperliche Befinden, das Knie, den Rücken, den Rachen, das Herz, die Prostata. Diesmal aber – ich weiß nicht wieso – habe ich, was man unter Autoren nicht tut und nicht tun soll und ich bis Triest auch noch nie getan habe, Maximilian Saxer nach seinem gegenwärtigen Projekt gefragt. Er schaute mich – Tabubruch! – groß an und antwortete, er sei gerade dabei, alle seine gedruckten und publizierten Romane zu verhandschriftlichen, also jetzt nachträglich zu handschriftlichen Manuskripten abzuschreiben.

Saxer schrieb also sich selbst, seine eigenen Sachen, sein eigenes Werk ab, wenngleich natürlich und vorsichtshalber nicht völlig identisch, sondern in leicht abgeänderten Fassungen, da und dort schwächeren, unvollkommenen Fassungen. Beim Abschreiben ersetzte er die optimalen durch nicht ganz optimale Worte und Sätze, strich die nicht ganz optimalen Worte und Sätze wieder aus, fitzelte fast optimale Worte und Sätze darüber, strich sie abermals – diesmal kräftig, entschlossen und beinahe wütend – abermals aus und kritzelte die ihm freilich längst bekannte optimale Fassung an den Rand oder wegen Platzmangels an das obere oder untere Ende des Blatts. Außerdem ringelte er manche Stellen ein, versah sie mit Vektoren, Querverweisen, verschiedenfarbigen Kreuzchen, Sternchen, um ihnen so eine neue Position im Text zuzuweisen, klebte manchmal sogar noch ein Zettelchen auf eine solche Stelle, das selbst wieder vollgekritzelt war, sodass ein Manuskriptblatt am Ende reliefartig, völlig unlesbar und das meiste auch für den geduldigsten Archivar kaum noch zu entziffern war.

Ich erschrak. Auch er! Saxer! Aber uns Elenden, Gedemütigten, Übersehenen, Vergessenen bleibt in diesen gewöhnlichen Hochglanzzeiten nichts übrig als hartnäckige Wertsteigerung. Ich sah Marion auf der Piazza Unitá an, und mein Blick drängte zu raschem Aufbruch. Maximilian Saxer sollte keine Gelegenheit bekommen, mich seinerseits nach meinem Projekt zu befragen. Eine Antwort wäre mir zu unangenehm, zu peinlich gewesen. Außerdem mussten wir weiter, die Karstlandschaft im Norden der istrischen Halbinsel durchschneidend, über Sezanna, Hrpelje, Materija,

Jusici, Matuij in den Quarnero, nach Opatija, um das reser-
vierte Hotelzimmer mit Blick auf Cres und Krk zu beziehen
und meinen Koffer auszupacken, der voller leerer Notizbü-
cher mit alten Jahreszahlen auf der Vorderfront war, die ich
mir auf eindrucksvolle Weise zu füllen vorgenommen hat-
te. Ich werde die Notizbücher nicht nur mit Notizen zu allen
meinen Büchern füllen, die ich geschrieben habe, auch zu
solchen Büchern, die ich nicht geschrieben habe, auch solche
Notizen, die ich schließlich nicht verwendet und daher
wieder ausgestrichen habe, und ich werde die Notizen mit
Daten versehen, an denen ich gelebt habe, und mit Orten,
an denen ich gewesen bin, zum Beispiel Triest, zum Beispiel
Abbazia, aber auch Orte, die nicht gleich jeder kennt, Wul-
kaprodersdorf oder Kirchenlaibach. Auch Skizzen und Zeich-
nungen werde ich verfertigen, wie es mir gerade kommt,
auf alle Fälle aber liebevoll, denn das Liebevolle dient liter-
aturwissenschaftlich betrachtet, der Wertsteigerung.
Vielleicht werde ich einen Fisch zwischen die Zeilen zeich-
nen, wenn ich schon in Opatija bin, Fische sind leicht zu
zeichnen, eine Orata oder einen Branzin. Zwischendzei-
lenfische sind superbe Forschungsobjekte.

In mühsamer Kleinarbeit werde ich also diese jetzt noch
winterweißen Notizbücher einerseits im Hotelzimmer,
andererseits am Hotelzimmerbalkon hernehmen und in
diesen Notizbüchern aufschreiben, was ich wahrnehme,
und zwar als literarischen Text – was immer das auch ist. So
wird ein unglaublich wertvoller Bestand entstehen, denn
durch die außergewöhnliche Vollständigkeit meiner Tage-
bücher (ich werde sie durchnummerieren und anschließend
liebevoll in Schweinsleder binden lassen) wird sich wie
bei kaum einem zweiten Autor (ausgenommen möglicher-
weise Maximilian Saxer) die Entstehung meiner Litera-
tur nachvollziehen lassen. Dann werde ich mit Marion Fisch
essen gehen, sei es ins *Mali Raj*, sei es nach Lovran ins *Knez-
grad*, natürlich vorbei am Hotel Beograd, wo Beckett und
Bernhard (samt Frauen, also Lebensmenschen) waren,
weshalb ich in die Notizbücher, die auch Tagebücher sind,
an dieser Stelle Heiligenbildchen von Beckett und Bernhard
einkleben werde, ich habe genauso wie Saxer extra Kleb-
stoff mitgebracht. Auch an Rosegger, Tschschow, Nabokov
werde ich denken (Rosegger-Bildchen, Tschschow-Bildchen,
Nabokov-Bildchen einkleben), Weinschaumpalatschinken,
Kastanienrouladen, (auf ein Blatt ein bisschen Weinschaum
patzen, auf ein anderes Blatt ein bisschen Maronipüree
schmierem, ein Besuch der Marunada in Logatec, und dann
wieder ins Hotel, auf den Hotelzimmerbalkon, ein Schlück-
chen Travarica, ein Schlückchen Pelinkovac, na gut,

einen Tropfen Pelinkovac verschütten, eintrocknen lassen,
liebevoll eintrocknen lassen, und dann: Arbeit. Arbeit.
Arbeit. Liebevoll. Farbenfroh.

Ganz genau genommen – aber das vertraue ich nur dir an,
liebes Tagebuch – werde ich nicht aufschreiben, was ich
wahrnehme, sondern aufschreiben, was ich wahrgenommen
habe – gleichzeitiges Erleben und Schreiben ist, wenn über-
haupt und wenn die Synapsen passen, nur im Kopf möglich,
nicht im Notizbuch, nur im Notizkopf, gleichzeitiges Wahr-
nehmen und Aufschreiben, das heißt gleichzeitiges Auf-
schreiben und Wahrnehmen ist nicht möglich, denn es wäre
das Aufschreibens des Wahrnehmens des Aufschreibens
des Wahrnehmens des Auf... nur die Intriganten und Idio-
ten wollen die Absurdität nicht einbekennen, und wenn
diese Intriganten und Idioten auch noch an der Macht sind
und ausreichend blöckende Realitätsdiener zur Verfügung
haben, geschieht die Absurdität. Einem dummen Wissen-
schaftler gegenüber kann man natürlich alles behaupten,
der glaubt auch alles, wenn er selber etwas davon hat, und
er behauptet es anschließend dem dummen Politiker
gegenüber, der sich nicht in die Nesseln setzen will und
keinen Widerspruch wagt.

Mit meiner rechten Hand werde ich den Hotelkugelschrei-
ber umfassen und im Hotelzimmer in Opatija aufschreiben,
was ich wahrgenommen habe, was ich in den letzten zwanzig
Jahren wahrgenommen habe, was ich in den letzten zwanzig
Jahren wahrgenommen haben werde, weniger, was ich
gedacht habe, weniger, was ich in den letzten zwanzig
Jahren gedacht habe, weniger, was ich in den letzten zwanzig
Jahren gedacht haben werde, vielleicht habe ich in den
letzten zwanzig Jahren gar nicht so viel gedacht. Dafür werde
ich meine Notizbücher zur weiteren Wertsteigerung liebe-
voll (& gleichzeitig) mit Bildmaterial bekleben, mit Zeitungs-
ausschnitten, Fotos oder Kunstpostkarten, etwa der Kunst-
postkarte *Trieste Castello di Miramare* (auf der, am Steinge-
länder vor dem Schloss sitzend mit angewinkelten Beinen
eine Frau in kurzem roten Kleid und braunen Strümpfen
und Strapsen und Stiletos zu sehen ist), oder der Kunstpost-
karte *Service d'Automobiles Trieste Abbazia en 3 heures*
oder der Kunstpostkarte *Abbazia: Ein Führer für Kurgäste*
(Herausgegeben von Prof. Julius Glax, Titelbild und Buch-
druck Stefanie Glax), oder vielleicht ein Faksimile des wun-
derbaren Plakats *Abbazia* von Walter Molino, auf dem ein
Mann im Frack und weißem Hemd stehend, eine Dame im
goldenen, rückenfreien Kleid sitzend auf die nächtliche
Kvarnerbucht hinausschauen, Marion und ich,
ganz wunderbar.

Natürlich werde ich diese Notizbücher immer wieder angreifen und abgreifen, aufblättern und zuschlagen, auf den Balkon, in den Nieselregen stellen, Wind und Wetter aussetzen, dem Mistral, dem Schirokko, der Bora, bis die Notizbücher abgenutzte und abgegriffene Reisebegleiter geworden sind und sich dementsprechend wunderbar erforschen lassen. Ich werde also – ich klage mich an und sehe keine Möglichkeit, einen Freispruch für mich zu erwirken – zum härtesten und widerwärtigsten Mittel im Kampf um meine Selbsterhaltung und Existenzsicherung greifen: Der transmedialen Poetologie.

Egyd Gstättn
Geboren 1962 in Klagenfurt. Arbeiten für Theater, Rundfunk und Zeitungen (unter anderem *Süddeutsche Zeitung*, *Die Zeit*, *Die Presse*, *Standard*). Zahlreiche Buchpublikationen (zuletzt): *Karl Kraus lernt Dummdeutsch* oder: *Neue Worte für eine neue Welt*, Picus-Verlag 2016; *Wiener Fenstersturz* oder: *Die Kulturgeschichte der Zukunft*, Roman, Picus-Verlag 2017; *Die Familie des Teufels. Allein gegen die Literaturgeschichte*, Picus-Verlag 2018.

2013
fernbleibhirte
mischtechnik papier
35×50 cm



Inge Haferkamps zyankalihaltige Entwicklerlösung

Ursprünglich eine
Hörgeschichte zur
Fernsehserie *Tatort*,
in Auftrag gegeben
von Ö1.

Bevor ich auf Inge zu sprechen komme, die ich im normalen Leben immer respektvoll Frau Schatz genannt habe, möchte ich etwas über mich verraten: Ich war ein frühes Fernsehkind. (Mittlerweile bin ich nur mehr ein normaler Bildschirmensch.) Die Haltung, die ich dem von meinem Vater anlässlich der Fußballweltmeisterschaft 1962 angeschafften Gerät gegenüber von Anfang an einnahm, entsprach einem bekannten Bild. Ein dreijähriges Kind steht mit offenem Mund zehn Zentimeter vor der gewölbten Scheibe und starrt hinein, oder hinaus, oder hinüber, wie immer man die Richtung dieses Kinderblicks interpretieren möchte. Auf jeden Fall ist es hypnotisiert, nicht ansprechbar und ohne erkennbare körperliche Bedürfnisse. Könnte man seinen innersten Regungen nachspüren, man würde erkennen, dass es auf eine weltabgewandte und damit spirituelle Art glücklich ist. Bei jeder Gelegenheit setzt es, allen Verboten zum Trotz, den Fernseher in Betrieb und versenkt sich in das von seiner summenden Röhre erzeugte elektrische Flirren. Seine Lieblingsprogramme sind das Testbild und das Weiße Rauschen. Erst nach und nach wird es auch von dem abhängig, was sich die Programmgestalter für die sogenannte Kinderstunde ausdenken. Von Sandmännchen, Kasperl und Kater Mikesch. Von Tom und Jerry, Bugs Bunny und dem Coyoten Karl. Das Kind wird groß, wie man so sagt, mit all den Serien-Geschichten, die in der Luft, im Wasser und an Land spielen, mit all den Weihnachtsvierteilern, Schulfernsehfenstern und Schichtarbeiterprogrammen. Mit glücksstarem Blick verfolgt es die dramaturgische Entwicklung von Wetterberichten, Hitparaden und Kochsendungen, von Faschingsumzügen, Gottesdiensten und Russischkursen, zählt Punkte mit beim *Songcontest*, bei *Spiel ohne Grenzen* und bei *Einer wird gewinnen* und bewältigt tapfer Marathon-Live-Sendungen von Mondlandungen, Boxkämpfen und Matterhornbesteigungen. Es lernt, wie schnell und leicht sich im Fernseher alles ändern lässt, wie man zum Beispiel am Freitag mit Egon Zimmermanns *Aktenzeichen XY* den Glauben an das Gute im Menschen verlieren und ihn am Samstag mit Hilfe des *Lieben Onkel Bill* ohne Weiteres wieder zurückbekommen kann.

miromente 56

2014
ohne titel
mischtechnik papier
35×50 cm

Mit anderen Worten: Egal, ob gut oder böse, gelungen oder blödsinnig, wenn keiner mich vom Sofa zerrte, blieb ich von der Eurovisions- bis zur Bundeshymne sitzen. Bis heute vermisse ich Hans Joachim Kulenkampff. Stumm formte mein Mund die Worte nach, die aus seinem Mund kamen, unweigerlich prägte sich seine Mimik in mein Gesicht, und in meinen Bewegungen, das behauptete ich, sind bis heute Elemente seiner Bewegungen eingelagert und bestimmen die Art und Weise mit, wie ich stehe, gehe oder Schirm und Mantel entgegen nehme. Es sind nicht die Worte und Gesten Wim Thoelkes oder die Luftsprünge Hans Rosenthals, nein, die nicht, denn irgendwann lernte ich die souveräne von der peinlichen oder gar bizarren Darstellung zu unterscheiden. Als zum Teenager herangewachsenen Fernsehkind blieb ich zwar willenlos aber nicht wahllos.

Deshalb war auch der erste Tatort-Kommissar Paul Trimmel nicht freaky oder flippy oder wie immer man ihn damals genannt hätte, Zollfahnder Kressin hingegen schon. Weil Kressin in seinem ersten Tatort-Auftritt mit zwei Frauen gleichzeitig im Bett lag, weil er die dämonische Gefährlichkeit von Haschisch anzweifelte, und weil er sich immerzu in Schlägereien verwickeln ließ, fast wie Bud Spencer und Terence Hill.

Doch eigentlich beginnt mein bewusstes Tatortleben, meine Menschwerdung als Tatortbetrachter erst 1974, als Hansjörg Felmy zu Heinz Haferkamp wird. Als Kommissar Haferkamp spielt Felmy die Rolle seines Lebens, sieht man einmal von der des Protagonisten in der Verfilmung von Thomas Mann's *Boodenbrooks* oder der des Stasi-Offiziers in Hitchcocks *Der zerrissene Vorhang* oder als Synchronstimme von Jack Nickolson in Polanskis *Chinatown* ab. Haferkamp verkörpert einen neuen Typ des deutschen Ermittlers. Typischer als alle anderen. Man wird die Ablöse von Zollfahnder Kressin durch Kommissar Haferkamp mit der von Willi Brandt durch Helmut Schmidt vergleichen. Gemeint war damit wohl der Übergang von der Emotionalität hin zur Rationalität, vom Intuitiven zum eher Kalkulierenden. Was ich für eine zu einfache Rechnung halte. Haferkamp ist kein Technokrat, schon gar kein Beamter wie zum Beispiel Oberinspektor Marek, dieser Wiener Grantler, der seine Fälle immer eher zufällig löste. Haferkamp hört Jazz, hört Herbie Hancock, zumindest wenn er alleine ist. Und besucht er seine Exfrau Inge in ihrem Foto-Atelier, dann legt er Frank Sinatra auf oder Dinah Washington. In Haferkamps Wohnung hängen Filmplakate von Humphrey Bogart, und er trägt einen Mantel wie Inspektor Colombo. Außerdem ist Haferkamp geschieden, das hätte Helmut Schmidt nie gewagt.

Auch ich mochte schon immer diese Mäntel. Ich erzähle das, weil ich am Tag, als ich Inge, die Mutter meiner damaligen Freundin Sonja, zum ersten Mal traf, einen trug, und weil das erste, was sie noch in der Tür zu mir sagte, war: Sie tragen den gleichen Mantel wie Heinz Haferkamp. Es war ein milder Novembertag 1980, es nieselte. Inge, das heißt Frau Schatz, trug ein beiges, knöchellanges, an einer Seite weit hinauf geschlitztes Kleid. An der Taille hing irgendwo schlampig ein Geschirrtuch. Sie sah nicht aus wie die Hausfrauen und Mütter, die ich kannte. Und weil sie den Namen Haferkamp ausgesprochen hatte und mich bat, Inge zu ihr zu sagen, was ich im normalen Leben nie tat, verschmolzen ihre Gesichtszüge untrennbar mit denen von Kommissar Haferkamps Exfrau. Auch die Figuren der beiden Inges stimmten überein, groß, schlank, aufrecht, und auch das wunderbare Hochdeutsch, das sie beide sprachen. Ich war beeindruckt, fühlte mich herausgefordert, ein bisschen war ich vielleicht schon in diesem ersten Moment verliebt in Frau Schatz aus Frankfurt. Natürlich nicht so wie in ihre Tochter Sonja, eher so wie in meine damalige Englischlehrerin, unschuldig, unwissend, wenngleich nicht hundertprozentig platonisch.

Frau Schatz hatte mich zum Essen eingeladen, weil sie wissen wollte, mit wem ihre Tochter seit ein paar Wochen so intensiv verkehrte. Es gab Geschmortes mit Kartoffeln und Gemüse. Ganz im Unterschied zur launigen Begrüßung, war die Atmosphäre bei Tisch angespannt. Das lag an der Anwesenheit von Herrn Schatz. Seit er wie aus dem Nichts im Esszimmer aufgetaucht war, hatte sich die Stimmung schlagartig verschlechtert. Der Tonfall von Sonjas Mutter war jetzt schnippisch, aggressiv. Unverhohlen brachte sie zum Ausdruck, dass sie seine Gegenwart für überflüssig hielt. Auch Sonja war anzumerken, dass sie ihren Vater gern wieder los gewesen wäre. Ich versuchte, die auf ihn bezogenen Sticheleien und Feindseligkeiten, so gut es ging, zu ignorieren, war aber doch irgendwann peinlich berührt. Auch hatte ich das Gefühl, der arme Mann hätte diese Behandlung nicht verdient. Er war spürbar angetrunken, das ja, aber ansonsten machte er einen harmlosen, fast drolligen Eindruck. Ich mochte ihn, und hin und wieder wagte ich es bei späteren Gelegenheiten sogar, entgegen der ausdrücklichen Empfehlung Sonjas und ihrer Mutter, ihn in seinem Teil des Hauses zu besuchen.

Das Ehepaar Schatz besaß zwei Doppelhaus-Hälften in einer guten Gegend der Stadt. Durch eine Tür im Obergeschoss waren die beiden Hälften miteinander verbunden. Im vorderen Teil wohnten Sonja und ihre Mutter, im hinteren Teil, der exakt spiegelverkehrt angelegt war, der Vater. Ich hätte mich über diese Konstellation auch wundern können, aber obwohl ich erst zwanzig Jahre alt war, machte ich mir keine Illusionen mehr über die Dauerhaftigkeit von Beziehungen zwischen Menschen. Diesen Realismus wandte ich übrigens auch auf das Verhältnis zwischen mir und Sonja an. Auch wenn ich zu diesem Zeitpunkt wahn-sinnig in sie verknallt war, war mir gleichzeitig bewusst, dass es früher oder später ausreichend gute Gründe für eine Trennung geben würde.

Um zwanzig Uhr zehn erhob sich Frau Schatz und sagte, sie gehe jetzt ins Wohnzimmer, um den Tatort mit Heinz Haferkamp zu schauen, wenn ich wolle, könne ich sie gern begleiten. Und plötzlich platzte es aus Herrn Schatz, dem fröhlichen Rheinländer, ungebremst heraus: Ja, verpass ja nicht deinen Haferkamp. Den allerletzten Haferkamp. Nie wieder wird es einen neuen Haferkamp geben. Ab jetzt wirst du dich mit Wiederholungen zufrieden geben müssen, Inge. Immer die selben Folgen, immer die selben Verbrechen, immer der selbe Frikadellen fressende Haferkamp. Eine Frikadelle und ein Bier und anschließend ein Korn und noch ein Korn und ein paar Roth-Händle ohne Filter. Und dann wankte er, der Weintrinker, die Treppe hinauf und verschwand durch den Spiegel hinüber in seine Welt.

Und was tat ich? Ich folgte Frau Schatz ohne zu zögern ins Wohnzimmer. Sonja konnte es nicht fassen. Wenn es etwas gab, das jetzt schon unsere Trennung ankündigte, dann war es ihre Unlust, sich mit mir zusammen vor den Fernseher zu setzen. Ihre Mutter hingegen teilte meine Leidenschaft. Wir saßen an diesem ersten Abend nebeneinander auf der Couch und schauten die letzte Haferkamp-Episode mit dem Titel *Schönes Wochenende*. Ich erinnere mich an meine Überraschung, als ich bemerkte, dass Inge Haferkamp in einer Szene das fast identische knöchellange, hoch geschlitzte Kleid trug wie Inge Schatz. Vom Herd läuft sie ans Telefon, hebt ab, einen Finger im Ohr, weil im Fernseher Esther Ofarim ziemlich laut ihre Version von »Mad about the boy« singt, und sagt: »Hallo?« und als sich niemand meldet, legt sie wieder auf. Seltsam ist, dass bis zum Schluss nicht klar wird, wer angerufen hat. Frau Schatz und ich rätseln herum, beginnen über die Regiearbeit, über das Drehbuch, über die schauspielerischen Leistungen zu diskutieren. Sie erweist sich als Expertin, kennt Szenen aller Haferkamp-Tatorte bis ins Detail auswendig.

Irgendwann öffnet sie die Kommodentüre unter dem Fernseher und offenbart einen Videorecorder und dazu eine Galerie von Videokassetten. Ich bin begeistert. Wir schauen uns Haferkamps ersten Fall an. Irgendwann fragt Haferkamp seine Exfrau: »Warum haben wir uns eigentlich scheiden lassen?«, und Inge Schatz lacht so laut, dass ich Inge Haferkamps Antwort nicht verstehe.

Ab diesem ersten Tag und das gesamte Jahr über, das meine Beziehung mit Sonja andauert, finden wir mehr oder weniger heimliche Gelegenheiten, zusammen Haferkamp-Videos zu schauen. Eines Tages beginnt Frau Schatz jene Szenen zu transkribieren, in denen Haferkamp und seine Exfrau gemeinsam auftreten. Und sie bringt mich dazu, mit ihr diese Szenen nachzuspielen. Zunächst tue ich es widerwillig, doch dann finde auch ich Gefallen daran. Als erstes spielen wir die »Beauf-à-la-mode-Szene« aus der letzten Folge, in der Inge im geschlitztes Kleid für Haferkamp kocht. Zu diesem Zweck muss ich hinüber in die Haushälfte von Herrn Schatz gehen, um sie von seinem Telefon aus anzurufen. Herr Schatz ist auf Geschäftsreise. Sein Hausteil ist Heinz Haferkamps Büro, ihr Hausteil ist Inge Haferkamps Fotoatelier. Die Szene gipfelt darin, dass Inge Haferkamp ungeduldig sagt: »Du wolltest vor einer halben Stunde hier sein.« Und ich sage: »Ich komme etwas später.« Und sie sagt: »Wann?!« Und ich: »In einer Stunde ungefähr.« »Dann brauchst du gar nicht mehr zu kommen. Bis dann ist alles verkocht.« »Also gut. In einer halben Stunde. Was gibt's denn.« »Boeuf à la mode. Aber was es ist, bis du kommst, weiß ich nicht.« Wir finden diesen Dialog enorm amüsant.

Als nächstes studieren wir die Szene ein, in der Haferkamp eine Kohlenmonoxyd-Vergiftung erleidet. Das Wohnzimmersofa ist das Krankenhausbett. Inge kommt mich besuchen. Die Szene endet damit, dass sie sagt: »Du musst nicht sprechen, wenn es dir schwerfällt.« Und ich sage: »Ich hab auch nicht viel zu erzählen.«

Manchmal wird mir die Vertraulichkeit unangenehm, die im gemeinsamen Spiel entsteht. Dann schlage ich in der Regel vor, die »Frikadellen-in-der-Bar-Szene« zu probieren. Wir ermitteln inkognito, deshalb siezen wir uns. Es gibt Frikadellen, Bier und Korn. »Wissen Sie wie eine gute Frikadelle sein muss?« frage ich sie. »Außen cross und innen locker.« In unserer Inszenierung betone ich diese Eigenschaften, als wären sie eine Metapher für den Zustand der modernen Ehe. Haferkamp-Tatorte, davon sind wir überzeugt, zeigen uns die 70er-Jahre, wie sie wirklich sind.

Überall schlecht ausgeleuchtete Ecken, Müll an den Straßenrändern, Smog. Ein Gesellschaftssystem, aufgebaut auf der Illusion von der heilen Welt und auf Missverständnissen, die Zukunft des Plastiks, des sozialen Wohnbaus und des motorisierten Straßenverkehrs betreffend. Und vor allem sind sie Lehrbeispiele für die Trostlosigkeit der Ehe.

Besonders gut gelingt uns die »In-den-Dünen-von-Sylt-Szene«. Wir streiten uns auf eine liebevoll sentimentale Art und sind am Ende heilfroh, nicht mehr verheiratet zu sein. Auch die »Nachts-kein-Auge-zugemacht-Szene« aus der Folge *Der Mann aus Zimmer 22* schätzen wir sehr, weil sie so geheimnisvoll endet und weil Inge hier zum ersten Mal einen wichtigen Beitrag zur Lösung eines Falles leistet.

An eine andere Szene wagen wir uns lange Zeit nicht heran. Schauplatz ist eine Betriebsfeier auf dem Land oder besser, das Hotelzimmer, in dem Inge bereits schläft, oder zu schlafen scheint, während ich erst später dazukomme. Ich müsste mich aufs Bett setzen, ihr den Reißverschluss des Kleides öffnen und den Träger von der Schulter schieben. Beim Frühstück würde mich Inge dann fragen, ob ich es war, der sie ausgezogen hat, und ich müsste sagen: Ja. Woraufhin sie behaupten würde, nichts davon bemerkt zu haben.

Da Sonja mitten in die Probenzeit zur »Träger-von-der-Schulter-Szene« mit mir Schluss macht, weiß ich nicht, ob wir sie je wirklich ganz gespielt hätten. Danach bricht der Kontakt zur Familie Schatz naturgemäß ab. Kurze Zeit später stehen die beiden Doppelhaushälften zum Verkauf und die Familie zieht zurück nach Deutschland.

Immer, wenn ich heute am Schatzhaus vorbei komme, gehen mir gewisse Dinge durch den Kopf. Nicht uninteressant finde ich nach wie vor den Umstand, dass wir am öftesten die »Zyankali-Szene« aus der Folge *Wodka Bitter-Lemon* gespielt haben. Wir sitzen auf dem Sofa in Inges Fotostudio und ich frage sie, wie sie es anstellen würde, wenn sie mich vergiften wollte. Nach ein paar ironisch gemeinten Vorschlägen ihrerseits, fällt mir schließlich ein, dass es am einfachsten wäre, sie würde die zyankalihaltige Entwicklerlösung aus ihrem Fotolabor verwenden. Dazu läuft Musik von Charly Parker. Bemerkenswert finde ich in diesem Zusammenhang, dass Inge Schatz tatsächlich Hobbyfotografin war und viel Zeit in der Dunkelkammer verbrachte, die sich im Keller ihrer Haushälfte befand.

Im Zuge meiner Arbeit an dieser Geschichte habe ich übrigens nach den Mitgliedern der Familie Schatz gegoogelt. Ergebnis: Inge Schatz hat im vergangenen Herbst auf Instagram über 85.000 Klicks für die Fotografie eines düsteren Waldstücks mit dem Titel *Auf ewig* erhalten, im Hintergrund zwischen den Bäumen, erst auf den zweiten Blick erkennbar, steckt ein Spaten im modrigen Waldboden. Und Sonja, sie liebt ihren Hund Skippy über alles, hat erst kürzlich zum ersten Mal geheiratet. Nur von Herrn Schatz habe ich keine Spur entdeckt.

Wolfgang Mörth
Geboren 1958 in Bregenz. Ausbildung zum Elektrotechniker. Autor von Erzählungen, Essays und Theaterstücken. Letzte Veröffentlichung: *Und immer noch gefällt mir deine Nase*, SF-Erzählung. In: *Nova 28*, Science-Fiction-Magazin, Amrûn Verlag 2019.

Zweite Meinung gesucht

Vor einiger Zeit spielte ich mit dem Gedanken an ein Buch mit Essays über phantastische Literatur. Ich dachte an Einzeldarstellungen von weniger bekannten Werken, also ohne die üblichen Verdächtigen.

Ich lieh mir von einem Freund Julien Gracqs »Auf Schloss Argol« aus, die Übersetzung von Eva-Maria Thimme in der Edition Sirene, Berlin 1987. Das Original »Au Château d'Argol« ist 1938 in Paris erschienen. Die Lektüre war zunehmend befremdlich, das Fazit aber doch einfach: das Buch ist ein ausgemachter Schmarren, in pseudo-surrealistischer Weise aus Versatzstücken des englischen Schauerromans sinn- und lieblos zusammengeklittert, ein Doppelgänger-motiv, verbunden mit Folterung, Selbstmord und Leichenschändung einer Frau, deren Name schon vor ihrer Anreise zum Schloss Argol vom Erzähler in einen Grabstein eingekratzt wird. Das literarische Debut des Gymnasiallehrers Gracq wurde von Gallimard abgelehnt und dann mit einem »erklärenden« Vorwort von Gracq im Verlag José Corti veröffentlicht. Ich hätte gerne eine zweite Meinung zu dem mir im schlechten Sinne absurd erscheinenden Buch gelesen, aber bei »Auf Schloss Argol« versagt auch das allwissende Internet.

Immer noch zum selben Projekt – das ich danach aufgegeben habe – kaufte ich mir Julien Gracqs »Das Abendreich«, deutsch von Dieter Hornig im Literaturverlag Droschl 2017. Das Original »Les Terres de Couchant« ist erst 2014 in den Editions Corti erschienen, also 76 Jahre nach dem schrecklichen Schloss. Diesmal war ich durch einen begeisterten Artikel in »Die Presse« aufmerksam geworden, der ungefähr auf das Lob auf dem Buchschlag hinauslief: »Ein traumhafter, halluzinatorischer Roman aus dem Nachlass von Julien Gracq«. Nach zwanzig Seiten rief ich aus: Einschlafes Bruder! Es geschah, was sonst nur bei Kriminalromanen und nie bei Werken der »Literatur« vorkommt: ich schaffte es nicht, das Buch zu Ende zu lesen.

Im Gegensatz zum Erstling besteht es aus nicht enden wollendem Schwulst überaus adjektivreicher Beschreibungen von Personen, Landschaften, Handlungen. Der Übersetzer sieht im Nachwort die Sache natürlich ganz anders, er attestiert Gracq eine Prosa, »die wesentlich von der französischen Poesie des neunzehnten Jahrhunderts geprägt ist, beide Effekte gleichzeitig auf die Spitze treibt und dadurch unweigerlich zum Prosagedicht tendiert.« Hornig hat auch eine Erklärung, warum mir das Buch nichts sagt: »Man braucht nur Menschen, die weder Literaturkenner noch Literaturliebhaber sind, eine Seite von Gracq zu lesen geben, und schon sind sie gefesselt, sie lesen und lesen, und verklärtes Lächeln huscht über ihr Gesicht, sie blicken auf und sind gleichsam überwältigt von der Schönheit oder der Präzision oder von beiden.« Ich hab's versucht, es gibt genug Leute, die weder Literaturkenner noch Literaturliebhaber sind, keiner von ihnen hat mit verklärtem Lächeln aufgeblickt. Über Gracqs Hauptwerke kann man jede Menge Literatur finden, allerdings nur Lob, kaum eine Kritik. Der erste Ablehner des Prix Goncourt 1951 scheint sakrosankt zu sein wie jeder, der in der Bibliothèque de Pléiade vertreten ist.

Für das schon aufgegebenes Projekt mit den Büchern phantastischer Literatur hätte auch ein Buch getaugt, das die Rezensenten lieber der amerikanischen Postmoderne zuschlagen. »Wittgensteins Mätresse« des 2010 verstorbenen New Yorker Autors David Markson ist in der Übersetzung von Sissi Tax 2013 im Berlin Verlag erschienen, mit Begleittexten von Elfriede Jelinek und David Foster Wallace. Das Original »Wittgenstein's Mistress« ist aus dem Jahre 1988. Die deutsche Übersetzung ist vom Feuilleton durchaus bemerkt und gut besprochen worden, aber ich denke, wenn Literatur noch eine Rolle in der Kulturindustrie spielen würde, hätte dieses einzigartige Buch eine große Diskussion auslösen müssen.

2013
ichogramm
mischtechnik papier
35 x 50 cm

Vielleicht hat sie irgendwo stattgefunden, ich habe nichts davon mitgekriegt. In »Wittgensteins Mätresse« behauptet die 40-jährige Malerin Kate, der letzte Mensch auf der Welt zu sein. Vielleicht ist sie aber auch nur schizophren. Mit sich selbst sprechend, sucht sie nach den Spuren menschlicher Existenz, findet sie in den Museen, in denen sie angeblich wohnt, und in ihrem Kopf und repetiert sie in kurzen, logisch gegliederten Absätzen. Die Sprache dieses Buches ist ebenso so befremdlich wie die von Gracq, aber dieser Text lässt einen nicht los, während jene abstoßen. Jedenfalls hätte ich gerne Marksons Werk – es gibt noch vier weitere sprachspielerische Romane und der Autor hat früher auch Krimis geschrieben – diskutiert, aber mit wem?

Ein ganz unerwartetes Vergnügen war der als »Poem« bezeichnete Roman »Dunkle Zahlen«, angeblich geschrieben von der russischen Literaturmaschine GLM-3, »deutsch von Mathias Senkel«, erschienen bei Matthes & Seitz Berlin 2018. Senkels erster Roman »Frühe Vögel« ist vergriffen und noch nicht wieder neu aufgelegt worden. Nach der Lektüre von »Dunkle Zahlen« hätte ich ihn sehr gerne gelesen. Der ostdeutsche Autor hat ein unglaublich witziges Buch über die Digitalisierung der Sowjetunion geschrieben. Oder auch nicht, denn einige Rezensenten, die sich beklagten, von den technischen Details nichts zu verstehen, hatten ein falsches Lesemodell auf den Roman angewandt, von dem es im Klappentext (ausnahmsweise einmal) zu Recht heißt: »Architekten und Agenten, dichtende Maschinen und sogar Stalins leibhaftiger Schatten treffen in dieser wilden und fantastischen Erzählung aufeinander und eröffnen ein schillerndes Mosaik der Sowjetunion kurz vor der folgenreichen Vernetzung der Welt.« Wer da fragt, ob es diese internationalen Programmierer-Spartakiaden in Moskau wirklich gegeben hat, ob die Zitate russischer Literatur alle echt sind und warum das Verzeichnis wiederkehrender Figuren erst auf Seite 324 nach einem Witzarchiv, Verworfenen Motti und einem Abkürzungsschlüssel eingeschoben ist, weiß nicht, wie man ein solches Buch liest. Das ist heute anscheinend doch auch schon eine Mehrzahl der Rezensenten.

Mehr geärgert habe ich mich über die Rezensentin einer deutschen Zeitung, die eine Inhaltsangabe des Romans »Asymmetrie« von Lisa Halliday (Hanser 2019) komplett verpatzte, weil sie sich von ihrer Überzeugung, Halliday erzähle von ihrer realen Beziehung zu Philip Roth, nicht lösen konnte und eine Überraschung in der Struktur des in Wirklichkeit ja ganz anders gelagerten und hochartifizialen Romans ausplauderte, weil sie sie wohl gar nicht bemerkt oder verstanden hatte.

Aber am meisten erstaunt mich, dass es ernsthafte Kritiker gibt, die die Bücher von Houellebecq für Literatur und nicht für Kolportage halten. Ich hatte zwar am Schluss einer gutmütigen amerikanischen Rezension der englischen Übersetzung von »Serotonin« am Schluss noch die Frage gelesen, ob Houellebecq nicht vielleicht doch überschätzt sei, aber das ist so ungefähr die schärfste Kritik, die ich zu diesem Buch gefunden habe – abgesehen von einer psychologischen Darstellung in Ruth Mätzlers »Kitsch & Perversion. Was sich hinter der Fassade sentimentaler Inszenierungen verbirgt« (müry salzmann Verlag, Salzburg-Wien, 2019). Mätzler spricht von »nekrophilem Kitsch« und erkennt Houellebecqs Erfolgsrezept: »Das provokante, Leser wie Kritiker hochgradig polarisierende Kokettieren mit beinahe *allem*, was das bürgerliche Publikum nur irgendwie verstören könnte, hat er zu seinem Markenzeichen gemacht und sich damit durchgehend eine negative Form von Aufmerksamkeit gesichert, wie man sie im Literaturbetrieb bislang nur selten in diesem Ausmaß antreffen konnte.« Mätzler zerlegt das Werk Houellebecqs erfreulicherweise fast gänzlich ohne psychoanalytisches Vokabular, sondern tut eigentlich das, was die Literaturkritik zu tun hätte, aber gerade bei Houellebecq nicht tut. Und dann kommt der bisher von mir durchaus geschätzte Schweizer Kritiker Andreas Isenschmid und erklärt im Schweizer Literaturclub, wie sehr ihm »Serotonin« ans Herz gegriffen habe – positiv gemeint! Diesen ganzen Schmonzes von der japanischen Ehegattin, die es fürs Video mit mehreren Hunden gleichzeitig treibt, von der Beobachtung des deutschen Pädophilen, gegen den der Erzähler nichts unternimmt, und von dem Plan, das Kind der ehemaligen Geliebten zu erschießen, damit sie zu ihm zurückkehrt, den findet Isenschmid rührend? Man glaubt, schlecht zu träumen.

Die literarischen Quartette der deutschen und Schweizer Fernsehsender waren ebenso wie alle anderen Literaturformate immer nur Unterhaltungssendungen, auch wenn eine kurze Zeit lang Literaturkritiker ein wenig mitreden durften, die nicht ganz so unbedarft waren wie die aktuellen Quartett-Teilnehmer. Aber schon im fernsehgeschichtlich ersten, gemäß Einschaltquote erfolgreichsten Quartett standen die groteske Mimik und Gestik von Marcel Reich-Ranicki und der dröge Humor seines Sancho Pansa Hellmuth Karasek im Vordergrund und nicht die seriösere Kritik von Sigrid Löffler oder Jürgen Busche (der nach 9 Sendungen ausstieg). In der Neuauflage des Quartetts seit Oktober 2015 werden überhaupt nur noch Meinungen ausgetauscht und ist mit Christine Westermann jemand definitiv literarisch Inkompetenter als Identifikationsfigur für das Publikum in die Runde gesetzt worden. In den anderen Literaturformaten plaudert man hauptsächlich mit Autorinnen und Autoren, der Höhepunkt der »Kritik« ist erreicht, wenn Denis Scheck die Hälfte der SPIEGEL-Bestseller in die Tonne gleiten lässt.

Warum gibt es keine Kritiker mehr? Kritiker wie den frühen Enzensberger, der im alten, dem neuen sehr unähnlichen SPIEGEL eine ganze Seite für eine Besprechung bekam? Kritiker wie Peter Rühmkorf, der im »konkret« sprachlich brillante Artikel über andere Schriftsteller brachte, die auch durchaus polemisch ausfallen konnten. Karlheinz Deschner, der, bevor er sich in seine überflüssige »Kriminalgeschichte des Christentums« verrannte, 1957 mit »Kitsch, Konvention und Kunst« ein immer noch lesenswertes Buch zur deutschen Literaturszene der Nachkriegszeit verfasste, in dem er scharfe Urteile gegen die seinerzeit hochgeschätzten Kitschiers überzeugend begründete. Fritz Raddatz, der erst in seinen Memoiren sentimental wurde. Und, nicht zu vergessen, die Comics-Kritiken von Chlodwig Poth im »pardon«, in denen er sich zum Beispiel mit Gisela Elsners »Riesenzwergen« anlegte. Im österreichischen Feuilleton, zum Beispiel in der »Spectrum«-Beilage der Tageszeitschrift »Die Presse«, schreiben hauptsächlich österreichische Schriftsteller über andere Schriftsteller oder deren Neuerscheinungen. Das ist immer sehr seriös, da tut keiner dem anderen weh. Das kann man natürlich machen, aber dann hat man eben nur eine sehr enge Auswahl.

Außerdem hat wohl der dumme und rassistische Spruch von den »alten weißen Männern« dem sogenannten Großkritiker den Garaus gemacht. Gut, Großkritiker braucht es auch keine, gewöhnliche, aber seriös arbeitende Kritiker täten es auch schon.

Zwei der bekanntesten Aussprüche über Kritiker gehen von einem Irrtum aus. Brendan Behan sagte: »Kritiker sind wie die Eunuchen in einem Harem: Sie wissen, wie's gemacht wird, sie haben's jeden Tag gesehen, sie sind aber unfähig, es selbst zu machen.« Und Kenneth Tyrant formulierte: »Ein Kritiker ist jemand, der den Weg kennt, aber nicht Autofahren kann.« Der Irrtum ist, dass die Aufgabe des Kritikers dieselbe wie die des Romanciers oder Lyrikers sei. Der Volksmund sagt hingegen treffend, man müsse kein Huhn sein, um die Qualität eines Eis zu beurteilen. Das war zwar, glaube ich, auf die Gastrokritik gemünzt, trifft aber auch auf die Literaturkritik zu. Es schadet vielleicht nicht, bei eigenen Belletristik-Schreibversuchen gescheitert zu sein, aber man muss wirklich zum Beispiel keine Romanplots selbst konstruieren können, um den Grad der Raffinesse der Konstruktion der Romane von Heimito von Doderer richtig einschätzen zu können.

Der englische Literaturkritiker Terry Eagleton hat offenbar auch den Eindruck gewonnen, dass viele Leute nicht mehr wissen, wie man Literatur im Gegensatz zu Kriminal-, Liebes- und Erotikromanen lesen muss. Sein Buch »Literatur lesen. Eine Einladung« (deutsche Ausgabe Reclam 2016) beginnt mit den Worten: »Die Kunst, Werke der Literatur zu analysieren, ist beinahe genauso veraltet wie der Holzschuhtanz. Eine ganze Tradition, die Nietzsche als, langsames Lesen' bezeichnete, läuft Gefahr, in der Bedeutungslosigkeit zu versinken.« Das Stichwort ist natürlich »langsam Lesen« in einer Zeit, in der die Leute Schnellesekurse machen und jegliche Langsamkeit als altmodisch und das allgemeine Tempo störend verpönt ist. Eagletons Vorwort endet mit »Ich hoffe zudem, im Verlauf der Darstellung zeigen zu können, dass die kritische Analyse von Literatur Spaß machen kann, um auf diesem Wege mit dem Vorurteil aufzuräumen, die literarische Analyse sei der Feind des genussvollen Lesens.«

Eine Voraussetzung für gute Kritik, deren Basis ja die Fähigkeit zur literarischen Analyse sein muss, nennt Eagleton nicht, das ist die unerlässliche Leseerfahrung, die man sich nur in langen Jahren erwerben kann. Nur wer weiß, was es gab und gibt und was alles möglich ist und war, kann ein aktuelles Buch beurteilen – und ich würde sogar meinen, erst nach mehrmaligem Lesen, zwischen dem längere Zeiträume liegen sollten. Die Tageskritik ist eigentlich gar nicht möglich. Bei den letzten Pynchon-Romanen erhielten die deutschen Kritiker die englischen Originale und Vorexemplare, um diese dicken Bücher gleich nach dem offiziellen Erscheinen besprechen zu können. Das geht natürlich, aber eigentlich müsste man mit einem Buch vertraut sein, um es beurteilen zu können. Ich war mit zwanzig von Batailles »Das Blau des Himmels« fasziniert. Als ich es jetzt wieder gelesen habe, frage ich mich, was ich da damals hineingelesen hatte. Das könnte mir vielleicht in vierzig Jahren mit »Wittgensteins Mätresse« auch passieren, wenn das biologisch möglich wäre. Aber es scheint mir nicht sehr wahrscheinlich, weil ich in diesem Buch eine Qualität spüre, die es zum Klassiker macht, wenn auch vielleicht zu einem wenig beachteten. Das hätte übrigens auch einen Vorteil, es wäre vor den endlosen Verstümmelungen geschützt, denen etwa »Alice im Wunderland« seit Jahren unterliegt, ein Buch, das jeder zu kennen glaubt und ganz nach seinem eigenen Geschmack verbiegt. Wo bleiben die Kritiker der läppischen Disney-Versionen, der unsäglichen Comic-Reihen und der literarischen, unendlich weit hinter dem Vorbild zurückbleibenden Abklatsche? Wo?

2014
*vermehrung
der freude*
mischtechnik papier
35×50 cm

Kurt Bracharz
Geboren 1947
in Bregenz, Ver-
fasser von Kin-
derbüchern, Kri-
minalromanen
und Küchenliter-
atur. Lebt in
Bregenz.



ZEITSCHRIFT FÜR GUT UND BÖS

miromente 56

1

NORBERT MÜLLER
Die Nachtkommode

10

HARALD GMEINER
allegrien

11

EGYD GSTÄTTNER
Die Handschriftsteller

21

WOLFGANG MÖRTH
**Inge Haferkamps zyankalihaltige
Entwicklerlösung**

29

KURT BRACHARZ
Zweite Meinung gesucht

Österreich 6,- EUR Deutschland 7,- EUR Schweiz 10,- CHF

ISSN 1816-711X

Juli 2019

Die **Nummer 56** ist eine reine Männernummer, was erstens nicht beabsichtigt war und zweitens nicht heißt, dass keine Frauen darin vorkommen. Im Gegenteil, sie spielen sogar eine wesentliche Rolle. Zum Beispiel die Exfrau des Protagonisten in Norbert Müllers Erzählung *Nachtkommode*, Besitzerin jenes SUV, mit dem er vorhat, in einen Baum zu fahren. Oder Inge Haferkamp in *Inge Haferkamps zyankalihaltige Entwicklerlösung*, die von ihrem Exmann, dem Kriminalkommissar, gefragt wird, auf welche Art sie ihn am ehesten umbringen würde. Oder die Ehefrauen der beiden Schriftsteller in Egid Gstättners Erzählung *Die Handschriftsteller*, die erfahren, dass die zu erwartenden winzigen Pensionsbezüge ihrer Männer nur dann von der »Literarischen Verwertungsgesellschaft« auf die Mindestpension aufgestockt werden, wenn sie sich von ihnen scheiden lassen. Wobei es sich dabei natürlich um eine rein zufällige Häufung von Situationen handelt, in denen direkt oder indirekt von Scheidung die Rede ist. Obwohl... bei näherer Betrachtung geht es auch in Kurt Bracharz' Essay *Zweite Meinung gesucht* um eine gescheiterte Beziehung, nämlich um die zwischen Literatur und Literaturkritik. Und so gesehen wäre es vielleicht sogar interessant, auch in den Bildern Harald Gmeiners, die in dieser Nummer vertreten sind, nach diesbezüglichen Hinweisen zu suchen. Aber entscheiden Sie selbst.

Bestellungen von *miromente*, *edition-miromente* und der drei bisherigen Sammelbände unter:

info@miromente.at

miromente 56

Impressum

Medieninhaber, Herausgeber und Redaktion: Wolfgang Mörth

Redaktionsadresse: A-6900 Bregenz, Babenwohlgweg 19, Telefon +43-660 677 01 52, E-Mail: info@miromente.at, www.miromente.at

Grundlegende Richtung: Literatur, Bankverbindung: Volksbank Vorarlberg BIC VOVBAT2B, IBAN AT75 4571 0003 1100 2781

Copyright © 2019: Alle Rechte bleiben bei den Autoren. Jede Art der Vervielfältigung ohne deren Genehmigung ist unzulässig.

Gestaltung: Sarah Rinderer nach einem Konzept von Clemens Theobert Schedler, Büro für konkrete Gestaltung **Schrift:** FF Parable, entworfen von Chris Burke **Papier:** Munkun Pure, 240 g und 90 g

Herstellung: Thurnher Druckerei GmbH, Rankweil **Auflage:** 650 Exemplare im Juli 2019

Abonnements: Inland für 4 Ausgaben: 20,- EUR, Ausland für 4 Ausgaben: 27,- EUR, Förder-Abo GUT: 25,- EUR, Förder-Abo BÖS: 50,- EUR, Förder-Abo GUT UND BÖS: 75,- EUR

Bestellung: info@miromente.at

Gefördert von der Kulturrabteilung der Stadt Wien, Literatur